

Sonntagsblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 24.

Posen, den 14. Juni.

1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Neutomischel in Wort und Bild.

Von Th. St.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Der Reisende, welcher Gelegenheit hat, die ehemalige Mär-
tisch-Posener Eisenbahn zu benutzen, berührt etwa 56 Kilometer
vor Posen auch die Station Neutomischel. Denjenigen, die die
Provinz Posen noch nicht besucht oder keine näheren Beziehungen
nach dem Osten hin unterhalten, wird dieser Name vielleicht nur
von der Eisenbahnkarte oder aus dem Kursbuche bekannt sein,
indem sie sich etwa dabei ein kleines, unfreundliches, um nicht
zu sagen schmutziges Städtchen vorstellen, wie sie im Osten

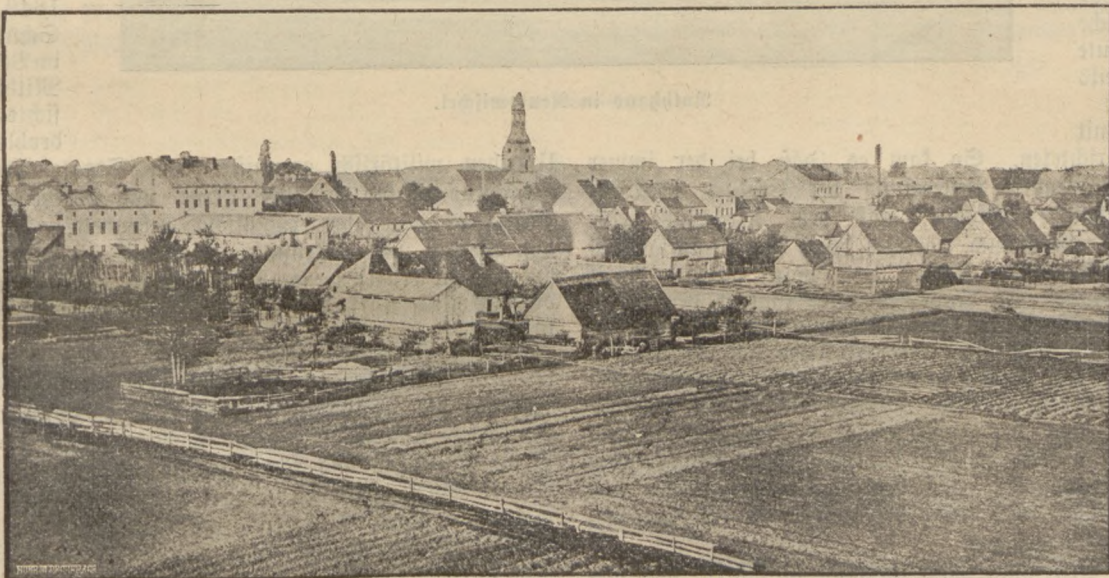
unseres
Vaterlandes
öfter ange-
troffen wer-
den. Wie
angenehm
enttäuscht
wird aber
derjenige
sein, der es
wagt, ein
paar Bäume
zu über-
springen und
der Stadt
einen kurzen
Besuch ab-
zustatten.
Eine schöne,
alleartige
Chaussee
verbindet
den Bahn-
hof mit der
Stadt, deren
erste Häuser,
meist Villen und stattliche Gebäude, noch in der Bahnhofstraße
selbst liegen. Man gelangt bald auf einen schönen regelmäßig
angelegten Marktplatz, der von modernen Wohnhäusern und
einigen äußerst einladend aussehenden Hotels umgeben wird; die
schöne evangelische Kirche, ein Kreuzkirchenbau, befindet sich auf
diesem Platze und sauber gehaltene Trottoirs ziehen sich nicht
nur hier, sondern auch in der Hauptstraße entlang, die nach
Westen hin auf den neuen Markt führt, auf dem frei in der
Mitte das stattliche Rathhaus sich befindet. Lebhafter Verkehr,
Geschäftigkeit und Rührigkeit fällt sofort auf, so daß man meint,

in einer viel größeren Stadt sich zu befinden, als es in Wirk-
lichkeit der Fall ist: denn Neutomischel zählt noch nicht 2000 Ein-
wohner.

Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, Einiges über
Gründung und Entwicklung auch dieser Stadt zu erfahren. Viel
Geschichte hat dieselbe allerdings noch nicht aufzuweisen, da sie
verhältnismäßig noch jung und neu ist. Das Wenige aber, was
theils aus vorhandenen Akten, theils durch mündliche Mittheilung

sich hat er-
mitteln
lassen, mag
an dieser
Stelle Platz
finden.

Der Ur-
sprung der
Stadt ist
zurückzu-
führen auf
den Besitzer
der Herr-
schaft To-
mysl, den
Starosten-
john von
Leczyc, Erb-
herrn der
Herrschaft
Tomysl und
Erbherrschaft
auf Czern-
pin, Felix
auf Szoldry-
Szoldrski,



Neutomischel.

der im Jahre 1755 die Herrschaft Tomysl übernommen hatte.
Schon ein halbes Jahrhundert früher, etwa ums Jahr 1692,
war die Hauländergemeinde Zinskowo auf den Grund und Bo-
den des Starosten von Gnesen, von Unruh, entstanden, und bald
danach auch um das Stadtgebiet des heutigen Neutomischel herum
die Hauländergemeinden Paprotsch, Glienau, Dorf Sontop, die
Gemeinden Scherlanke, Rozielaste und Neurose. Die damaligen
Bewohner waren junge deutsche evangelische Einwanderer, die
meist durch Rekrutenwerbungen im Brandenburgischen zur Aus-
wanderung veranlaßt worden waren. Der polnische Grundherr,

dem die Einwanderer willkommen waren, wies ihnen in der Gegend des heutigen Neutomischel ein ungefähr eine Quadratmeile großes Stück Land, welches damals aus Wald und Sumpf bestand, zur Urbarmachung an. Zu diesen Einwanderern kamen wahrscheinlich auch Leute aus Böhmen hinzu, mit dem Polen in früherer Zeit ja mehrfach in Berührung kam; dafür spricht einmal die Ähnlichkeit in der Hopfenkulturmethode, sodann aber deuten besonders die Namen einzelner Ortschaften darauf hin, wie Polnisch-Böhmisch, Deutsch-Böhmisch, Ziskar Hauland u. a. m.

Bald machte sich bei den Einwanderern das Bedürfnis geltend, gottesdienstliche Zusammenkünfte zu halten. Da die Schulen zu Zinskowo, Paprotsch, Glienau und Scherlanke mit ihren „Lektoren“ auch nicht mehr ausreichten, so wurde schließlich der Wunsch rege, ein eigenes Kirchspiel zu errichten; denn die Gottesdienste für die Gemeinden mußten jetzt in Wollstein, Ratwiz und Klastawe abgehalten werden. Auch für dieses Bedürfnis sorgte der polnische Grundherr in der humansten Weise, indem er den Haulandergemeinden gestattete, sich einen eigenen Prediger zu wählen, der am 2. Februar 1778 eingeführt wurde. Der Gottesdienst wurde zunächst noch in der Schule zu Zinskowo abgehalten. Da dies den Gemeinden jedoch für die Dauer nicht genügen konnte, so wandten sie sich an den Erbherrn mit der Bitte, sich ein gemeinschaftliches Gotteshaus bauen zu dürfen. Nach Einholung der behördlichen Genehmigung gab der Erbherr diese Erlaubnis und verlieh den Gemeinden am 13. August 1778 das Kirchenprivilegium; ferner schenkte er ihnen auf Glienauer Territorium eine halbe Hufe Land zum Bauplatz der Kirche und als Dotation für die Kirchenbeamten und verpflichtete sich, das Baumaterial herzugeben. Die Kirche wurde schon im Jahre 1779 eingeweiht.

Es war nur natürlich, daß bald danach um die Kirche herum sich Leute niederließen, die theils

Krämergeschäfte, theils Gasthöfe mit Ausspannung einrichteten. So kam es, daß bei der immer weiter um sich greifenden Besiedelung der Erbherr in Warschau die Erlaubnis nachsuchte, auf dem Kirchplatze eine Stadt zu gründen, ein Gesuch, welches durch den Bestätigungsbrief des Königs Stanislaus August von Polen vom 8. April 1786 genehmigt wurde. In demselben wird zugleich der Stadt das „teutonische Recht, welches das Magdeburgische heißt“, verliehen, und zwar mit Aufhebung der polnischen und lithauischen Gesetze. Damit endlich Bürger, Kaufleute und Handwerker gern nach der neuen Stadt übersiedeln, werden alle die, die sich daselbst niederlassen von der Jurisdiction der Tribunal-, Land- und Grodgerichte in den zwischen ihnen selbst vorkommenden Prozessen über Grundstücke oder Vermögensrechte befreit und dem städtischen Gerichte und durch Appellation der Gerichtsbarkeit des Grundherrn übergeben.

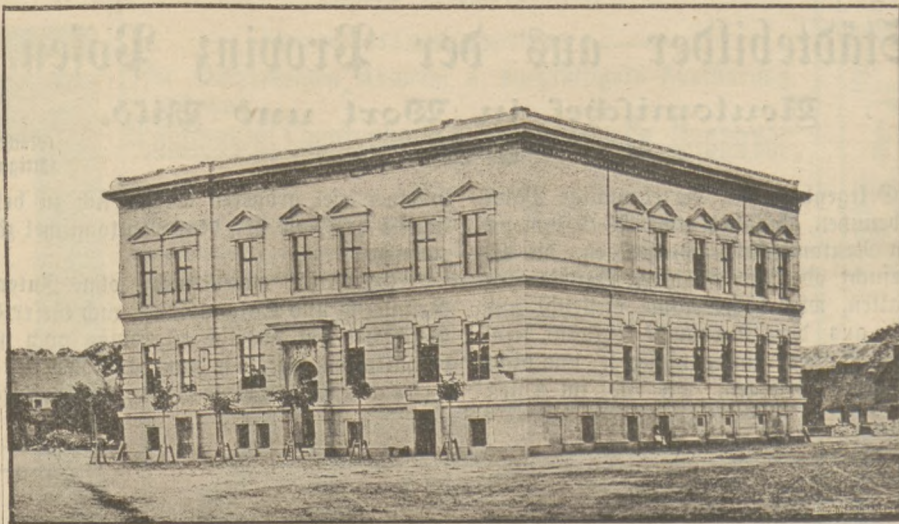
Der Erbherr ließ nun selbst Gebäude aufführen und verkaufte sie an ankommende Fremdlinge; einige dieser ältesten Häuser stehen heute noch. Ferner bot er Baustellen aus und bestimmte dabei die regelmäßige Anlage der Straßen und ließ es sich angelegen sein, durch ein der Stadt geschenktes Privilegium den Einwanderern Schutz zu gewähren und sie zu vollberechtigten Bürgern seiner Stadt zu machen. Dasselbe datirt vom 18. Februar 1788. Mit Bezug darauf hat man dann auch diesen Tag des Jahres 1888 als den Gedenktag des hundertjährigen Bestehens der Stadt betrachtet und als solchen festlich begangen.

Sein Blühen und Emporgekommensein verdankt Neutomischel in erster Linie dem in der Gegend, die die Stadt als Zentrum hat, betriebenen Hopfenbau und dem Hopfen-

handel. Der Hopfenbau hat sich nur allmählig auf die Neutomischeler Umgegend verbreitet, und zwar in dem Maße, wie die Wälder und Sümpfe durch die Einwanderer, mehr und mehr in Ackerland verwandelt wurden, die die Hopfenkultur nach dem Muster der schon zur Hussitenzeit in dem südwestlich von Neutomischel gelegenen Eisker Haulande festhaft gewordenen Böhmen betrieben. Von besonderem Einfluß war hierbei das Jahr 1815, in welchem viele Leute aus der Neutomischeler Gegend anlässlich des Krieges andere Länder kennen gelernt und erfahren hatten, wie anderswo Hopfen gesucht und theuer bezahlt wurde.

Besonders wichtige für den vorliegenden Zweck hervorzuhebende Ereignisse waren nun bis zum Jahre 1848 hin nicht zu verzeichnen. Erst genanntes Jahr bildet in der Geschichte der Stadt Neutomischel den Anfang einer neuen Ära für dieselbe. In diesem Jahre wurde nämlich der Sitz des Landraths-Amtes nebst der Kreiskasse von Buk nach Neutomischel verlegt, was eine Folge davon war, daß Bürger der Stadt Buk in diesem unheilvollen Jahre es gewagt hatten, preussisches in Buk damals einquartiertes Militär während der Nacht plötzlich zu überfallen und feindlich auf dasselbe einzubringen. In jenen bedrängten Zeiten sind es nun namentlich die Bewohner von Neutomischel gewesen, die, von Grund aus national gesinnt, alle dem energisch entgegengetreten sind, was mit ihren Gesinnungen nicht im Einklange stand. Bei dieser Gelegenheit muß ganz

besonders der Schützengilde von Neutomischel Erwähnung gethan werden, welche jedenfalls zu den ältesten Korporationen der Stadt zählt; wenigstens befindet sich im Besitz der Gilde die Uebersetzung eines ihr unter dem 9. Juli 1789 vom Grafen von Szoldrski verliehenen Privilegiums, dessen Original jedoch leider nicht mehr zu ermitteln ist. Im Jahre 1848 war es nun die Schützengilde, welche im Verein mit anderen Mitbürgern angeht, der immer bedrohlicher werdenden



Rathhaus in Neutomischel.

Unruhen militärisch organisiert dem Staate ihre Dienste entgegenbrachte und so ihre Treue und Ergebenheit König und Vaterland gegenüber rühmlichst bekundete. Durch Einrichtung von Wachen und Patrouillen suchte sie die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, ja, sie marschirte sogar aus, um der durch die Unruhen stark bedrängten Nachbarstadt Grätz zu Hilfe zu kommen.

Was die Entwicklung der postalischen Verhältnisse Neutomischels anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die Stadt vor dem Jahre 1840 überhaupt keine besondere Postverwaltung hatte; der Brief- und Gepäckverkehr wurde vielmehr von Tirschitzel, Grätz, Bentschen und Neustadt durch besondere Boten vermittelt. Am 1. April 1840 erst erhielt die Stadt eine eigene Postverwaltung. Nachdem bereits im Mai 1870 die neue Märkisch-Posener Eisenbahn, die auch Neutomischel als Station bekam, dem Verkehr übergeben worden war, wurde am 1. Januar 1881 das Postamt, welches bisher ein solches dritter Klasse gewesen war, wegen des von Jahr zu Jahr wachsenden Verkehrs in ein Postamt zweiter Klasse umgewandelt.

Epochemachend für Neutomischel war das Jahr 1879: in diesem Jahre ließ die Stadt für den Kostenpreis von 58 540 Mark auf dem neuen Markte ein Rathhaus bauen, welches durch seine freie Lage, sowie besonders durch seine gefällige Form jeden Beschauer imponiren muß. In demselben befinden sich die bisher miethsweise beschafft gewesenen Lokalitäten des Magistrats, sowie die des königlichen Amtsgerichts, das in demselben Jahre in Neutomischel eingerichtet und zwei Richtern unterstellt wurde. Bis dahin waren vom damaligen Kreisgericht

zu Grätz aus Gerichtstage abgehalten worden. In einem Theile des Erdgeschosses sind außerdem die Mannschaften des königlichen Bezirkskommandos, welches am 1. Januar 1868 neu eingerichtet worden war, untergebracht.

Aber auch in anderer Beziehung war das Jahr 1879 ein denkwürdiges; es war so überaus reich an Bränden, von denen die meisten, wie sich später herausgestellt, angelegt waren. Fast keine Woche verging, wo die Bewohner nicht durch Feuerlärm in ihrer Nachtruhe gestört wurden. Die Lage wurde schließlich so bedenklich, daß man, um entweder dem Brandstifter auf die Spur zu kommen, oder doch wenigstens bei einem etwaigen Brande schnell Hilfe leisten zu können, Nachtwachen bildete und Patrouillen abschickte, eine Einrichtung, an der Bürger und Beamte sich gern beteiligten. Jedenfalls sind in Folge dieser Brände viele neue und in großartigerem Maßstabe aufgeführte Häuser in der Stadt entstanden.

Die Schulverhältnisse Neutomischels sind verhältnismäßig sehr günstige: denn außer der vierklassigen Elementar-Stadtschule sorgen noch eine höhere Töcherschule und eine gehobene Knabenschule für weitergehende Ausbildung der Kinder.

Im Jahre 1883 wurde ein bequem und zweckdienlich eingerichtetes Kranken- und Gefangenhaus erbaut; die Pflege der daselbst untergebrachten Kranken liegt zwei Diakonissen ob, die vom Posener Diakonissenhause entsendet sind.

Bis zum Jahre 1882 hatte die Stadt noch die Verpflichtung, der Herrschaft Alttomischel die Hälfte des Jahrmarktsgeldes

zu zahlen: dieselbe wurde durch eine einmalige Zahlung von 4500 Mark an Herrn von Poncet, den jetzigen Besitzer, abgelöst.

Nachdem in Folge des Gesetzes vom 6. Juni 1887 der bisherige Kreis Butz, zu welchem die Stadt Neutomischel bis dahin gehörte, in die zwei Kreise Neutomischel und Grätz getheilt worden, ist die Stadt vom 1. Oktober 1887 ab auch Kreisstadt geworden.

Zur besonderen Zierde gereicht Neutomischel das am 18. Ja-

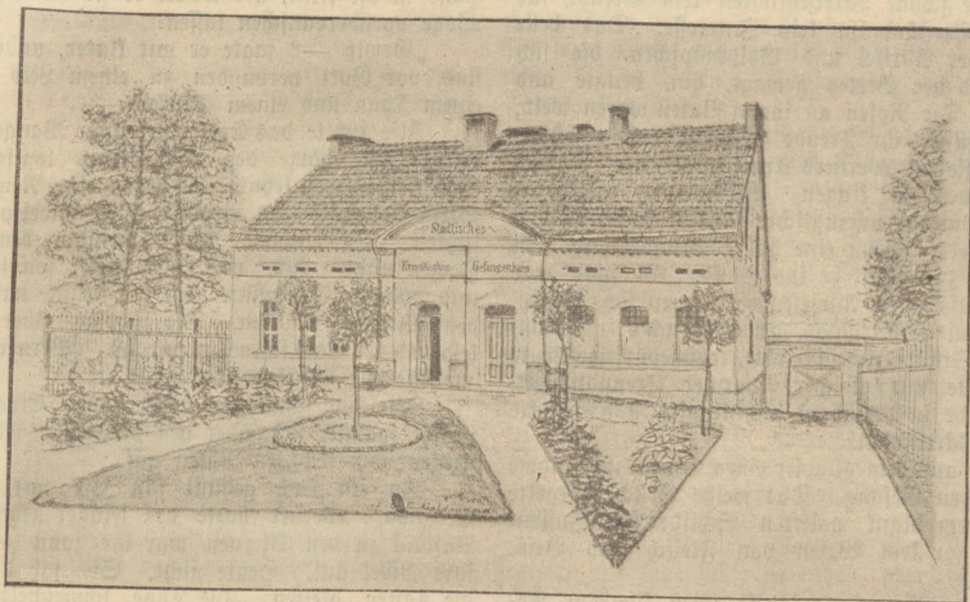
nuar d. J. enthüllte, schön und geschmackvoll ausgeführte

Kriegerdenkmal, welches in Form eines auf einem Sockel stehenden Obelisken die Namen aller derer trägt, die aus dem Kreise Neutomischel

in den letzten drei Feldzügen ihr Blut für das Vaterland vergossen haben. Die Errichtung desselben ist durch freiwillige Beiträge und Sammlungen ermöglicht worden.

Aus dem Mitgetheilten wird der Leser wohl ersehen, daß, wenn Neutomischel auch der

Einwohnerzahl nach nur klein ist, es dennoch der Mühe verlohnt, ihm einen kurzen Besuch abzustatten, und daß Betriebsamkeit und Fleiß der Einwohner recht wohl im Stande ist, ein Gemeinwesen schnell in die Höhe zu bringen. Schließlich fügen wir noch den Wunsch hinzu, daß in der weiteren Entwicklung kein Stillstand sich zeigen und Neutomischel in absehbarer Zeit in die Reihe derjenigen Städte der Provinz Posen eintreten möge, deren Namen nicht bloß bei den Bewohnern der Provinz, sondern auch in den übrigen Gegenden unseres Vaterlandes einen guten Klang haben.



Das städtische Krankenhaus in Neutomischel.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. G. I. a. n.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eben sollte ihr Märtyrium mit dem Zwickel von Neuem beginnen, da knarrte das Gitter und schlug krachend zu. Zwei kleine Jungen, unordentlich wie kleine Strolche, jeder ein zerfleddertes Lesebuch und eine Tafel unter dem Arm, machten sich den geräuschvollen Spaß und trödelten dann unbekümmert um die Folgen die Stufen hinan. Ursula blickte hinaus. Sie wendete eine altmodische silberne Uhr, die an einer röthlichen Haarschnur um den Hals und außerdem an einem silbernen Hälchen am Gürtel hing, nach der Seite des Zifferblattes und sagte:

„Wir müssen schließen. Wie Du siehst, kommen meine Kleinen. Wenn Du aber willst —“ die offene Frage erglänzte ein freundliches Lächeln, das sonnenwarm über das strenge Angesicht ging.

Trotz dessen wollte Ilse sie nicht ins Schulzimmer begleiten, das für zurückgebliebene, kränkliche und unbegabte Kinder von Gunterow und den nah gelegenen Ortschaften hergerichtet war. Ilse brauchte Luft und Licht; sie sehnte sich hinaus. Sie schlenderte ein Weilchen zwischen den Beeten im Garten umher und bog dann ums Haus. Erst nach einem Weilchen rief sie ihn an.

Fast erschreckt blickte er empor.

„Ilse — Du?“

Es war der Ruf eines, der aus tiefstem Sinnen über Jenseit und Ewigkeit plötzlich erwacht zu einem Fünkchen Freude an

der Gegenwart. Er stand sogleich auf, trat ans Fenster und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn.

„Sind die Studien schon beendet und gehst Du spazieren, mein Bräutchen? Das machst Du recht! Das Wetter ist recht milde und schön!“ sagte er.

Dabei warf er einen raschen Blick über den Garten, an den Himmel und in die blaue Ferne.

„Du entschuldigst mich wohl, wenn ich Dir nicht Gesellschaft leiste.“

Mit einem Händedruck zugleich nickte er seinem Bräutchen zu und kehrte an seine Arbeit zurück. Den Kopf in die Hand gestützt, blieb sie am Fenster stehen, nagte mißvergnügt an der Unterlippe und dachte den quälenden Gedanken: „Weshalb war sie eigentlich hier? Wer bedurfte ihrer?“

Endlich setzte sie sich auf die Bank am Hause. Ja — da saß sie nun allein. Darüber neigte sich der Tag. Schräge Sonnenstrahlen strichen über das Kirchdach hin, — die Farben tönten langsam ab, die Gegenstände verloren die Form, der Abend senkte den dunklen Flor. Vom Wiesenhain her hob eine Grille zu zirpen an.

Das Bangen im Herzen war wieder da; sie fühlte sich so einsam und verlassen. Als die Glocken zu läuten begannen, hörte Ilse am Arbeitstisch drinnen ein vernehmliches Geräusch.

Werner packte zusammen und schloß ab. Gleich darauf kam er heraus. Sein Gesicht war geröthet, die Stirnadern waren von angestrengter Arbeit angeschwollen. Er bot Ilse den Arm und sie gingen nun beide in den Wegen hin und her.

„Es giebt keine höhere Befriedigung als die, welche sich an eine mühsame Arbeit knüpft,“ begann er, sogleich in seine beschauliche Art verfallend, „und nicht umsonst haben die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt. Da habe ich nämlich einem Ausspruch nachgespürt, — Augustinus soll ihn gethan haben —“

Ilse hatte für seine schöne Vertraulichkeit kein Gefühl, für seine Mittheilung kein Verständnis, kein Interesse. Das helle Kleid schleppte müde über Aukel und Goldknöpfchen, die sich neugierig über den Rand des Beetes gewagt, hin, beugte und zauste sie rücksichtslos. Die Rosen an ihrem Busen waren welk; sie hatten niemandem außer ihr Freude gemacht. Der schöne Kopf war gekent, wie sie an Werners Arm durch den Garten ging. Sie hatte einen so klugen, tief sinnigen, gelehrten Bräutigam, der außerdem ein vorzüglicher Mensch war, und doch fehlte ihr so viel, so viel! Kaum eine halbe Stunde nach dem Läuten mahnte Werner zur Rückkehr ins Haus. Es fand eine Abendandacht statt. Außer den Anwesenden, denen sich Käthe, eine griesgrämige Person und Magd bei Hellbach's anschloß, traten zur festgesetzten Stunde ein paar alte, trostbedürftige Leute ein. Ursula empfing alle mit gleicher, warmer Freundlichkeit, hielt die runzligen Hände in der ihren und klopfte und drückte sie mit einer Art von Bärtlichkeit.

Hernach spielte sie auf dem Klavier einen Choral und führte mit kräftiger Stimme den Gesang. Das weiße Gesicht spiegelte sich so statuenhaft in dem blank polirten Schilde des Instrumentes ab, als sei sie gar kein Wesen von Fleisch und Bein. Unbeweglich saß sie da.

Werner las aus einer Erbauungsschrift einen kürzeren Abschnitt vor.

Er las mit tönender, gehobener Stimme. Den Blick aufwärts gerichtet, stand er auf seiner Höhe, zu der kein irdischer Wunsch, kein irdisches Verlangen hinanreichte. Sein Bräutchen war im Augenblick seine Züngerin und saß, wie die andern, zu seinen Füßen. Nicht ein Blick, nicht eine Miene bevorzugte sie.

In der Fensternische lehrend, abgewendet, blickte Ilse verschleierte Augen auf die verödete Dorfstraße hinaus, über der Mond schwach leuchtend schwebte und in ihr — klagte etwas.

War es der Seelsorger, der zumeist Werners Zeit und Thätigkeit besetzte, so bildete er daneben mit allem Fleiß den Landwirth in sich aus.

„Der Ackerbau hat unsern Vorfahren den Bleibesinn angewöhnt; die Mönche waren darin die ersten Erzieher unsrer wanderlustigen Nation“, sagte er, mithin hielt er's für spätere Zeit angemessen, sich gründlich in dem Fach des Landwirthes zu beschlagen. Es war sehr schön und sehr gewissenhaft gedacht. Aber die Folge davon war, daß er in Brüssow stundenlang mit dem Baron durch die Wirthschaft streifte, um alles genau kennen zu lernen.

Daran schlossen sich oft Fahrten über Land in den Forst; die kleine zweifitzige Kalesche trug die Herren fröhlich davon. Ilse hatte oft das larme Vergnügen, ihrem Bräutigam nachzusehen, mit dem Taschentuch einen Gruß zuzuwinken und obenein die schwere Aufgabe, fröhlich einverstanden zu sein. Es geschah, daß sie wie früher stundenlang malte oder las und sich selber überlassen blieb. Sie war sich viel selber überlassen — aber wars eigentlich anders, wenn sie an Werners Seite saß?

Da stand tief im Park inmitten eines Rasenplatzes eine alte, alte Blutbuche. Es war ein eigenartig schöner Baum, durch sein tiefhängendes Gezweig ein roth goldener Dom, im Herbst so prächtig braunroth und gelb! Eine Bank rund um den Stamm war lang versunken und vergessen, morsch und hin-fällig geworden. Werner und Ilse saßen einst auf der morschen Bank unter der Blutbuche. Ein seiner Instinkt für das eigenartige Schöne hatte sie dorthin geführt. Vor ihnen — am Horizont, tauchte die Sonne in ein glühend Nebelmeer, der heiße Tag wob bläulichen rauschenden Duft von frisch gemähtem Heu herüber. Werner hatte den Hut abgenommen. Ein seltsames Leuchten ging in dem abgetönten Licht des braunen Zelts von seiner Stirn aus. Ilse versenkte sich plötzlich in die reinen Züge, in den Ausdruck des Apostelhaften — sie sah ihn lange an. Ein warmer Blutstrom drängte zum Herzen — sie schob leicht ihren Arm unter den seinen — sie drückte den Arm

ganz leicht — sie schmiegte sich in fast wehmüthig empfundenener Innigkeit an ihn — — und plötzlich, von einem Impuls getrieben, nahm sie seinen Kopf zwischen beide Hände, drückte das Gesicht aufs weiche Haar und küßte ihn.

„Sage mir, daß Du mich lieb hast, Werner“, bat sie leise flehentlich, und sah ihm tief in die Augen, „ich höre es so gern!“

Werner blickte sie erstaunt bis zur Verwirrung an, zog sie sanft an seine Seite, legte den Arm um sie und nahm ihre Hand in die seine, als wollte er sie beruhigen, eine hochgehende Woge vorüberbrausen lassen.

„Gewiß —“ sagte er mit klarer, unbewegter Stimme, „wir sind vor Gott verbunden zu einem Leib und einem Geist, zu einem Thun und einem Denken —“

Ilse fühlte das Erblichen ihrer Wangen; es überrieselte sie eiskalt; sie hörte den Rest seines logischen Gedankens nicht. Das heiße Herz lehnte sich gegen eine Neigung auf, die ihr den Stein bot statt des Brods, einen Bibelspruch statt einer Bärtlichkeit. Das schöne Wort genügte dem jungen, blühenden Herzen nicht. Ach, wie wars dieser sonnigen Windstille so satt und müde! Es sehnzte sich fast krank nach einem Sturm, der den Athem benahm. Die Zweige über ihr rauschten Mittel und der Bach schluchzte mit ihr. Werner zog bald die Uhr und mahnte zur Rückkehr ins Haus.

Ilse ging schweigend neben ihm. Eine wundervolle Sternensprache spannte sich über den dunklen Park, märchenhafte Nebel stiegen vom feuchten Rasen auf.

In ein Tuch gehüllt saß Ilse mit den andern auf der Veranda. Werner hatte den Flügel geöffnet und spielte. Ein Aufblick zu den Sternen war ihr sonst gewesen, als schlage sie ihre Bibel auf. Heute nicht. Sie sah die weißen Hände über die Tasten gleiten. Die Töne schmeichelten und klagten: sie brausten wie sturmbewegte Wellen auf, wild, leidenschaftlich. Sie sah und hörte alles theilnahmslos. Seit einer Stunde — fröstelte sie.

„Was hat Ilse eigentlich von ihrem Brautstande“, bemerkte Tags darauf Tante Sophie, indem sie von der abgebrausten Apollinaris etwas ins Glas goß aber nicht trank, „unser Haus kommt mir wie ausgestorben vor, Niemand kommt, selbst Götz bleibt fort, Ilse ist bereits zur Hälfte bei Hellbachs —“ sie schüttelte den Kopf — „wer mir seiner Zeit gesagt haben würde, daß diese Zustände Ilse's Ideal seien, dem hätte ich ins Gesicht gelacht.“

„Lassen Sie die jungen Leute nur“, versetzte der Baron und senkte die Zeitung, die er eben lesen wollte, aufs Knie. „Ilse ist wohl und munter, vergnügt — was wollen Sie mehr?“

Die Auffassung der Dinge, wie sie alte Leute haben, wird immer von der Jugend abweichen.

Er dehnte sich behaglich im Stuhl, stieß mit dem Fuße an eins der angebrannten Scheite im Kamin und ließ eine blaue Dampf Wolke aus seiner Cigarre recht befriedigt emporsteigen. Das Verhältniß zu seinem Schwiegerjohnne war ein gebessertes. Einmal mit seinem Herzenswunsche um Ilse's willen abgesunden, hielt er nicht zurück, Werner nach seiner Lüchtheit, nach seinem Streben, in seiner Gewissenhaftigkeit und uneigennütigen Ehrenhaftigkeit zu schätzen. Die landwirthschaftlichen Interessen hatten die beiden Männer noch näher an einander gebracht.

„Daß sich ein neunzehnjähriges Mädchen in den zukünftigen Ehemann finden und fügen lernt, ist ganz gut“, fuhr er fort, „dagegen kann ein vernünftiger Mensch nichts einwenden. Und Ilse thut eine sichere Hand ganz gut. Wir alle im Hause, ich nicht ausgenommen, haben das Mädchen verwöhnt.“

„Ja wohl — alles ganz recht“, sagte Tante Sophie und gab ihre Ansicht von der Sache nicht auf, „wenn Hellbach doch je eine Aufmerksamkeit für seine Braut hätte, eine Rücksicht, die freisinnigen Frauen so ein Bedürfniß sind —“

Der Baron lachte hell auf und unterbrach die Sprecherin: „Wenn es weiter nichts ist, liebe Schwägerin?“ rief er heiter gestimmt, „lassen Sie nur die beiden mit einander fertig werden — ohne Besuche, ohne Fracks und Glacés! sie wissen alle beide, was sie wollen.“

„So — meinen Sie?“ entgegnete Tante Sophie und damit brach das Gespräch ab.

Da stand Ilse wieder am Gitter des Pfarrhofes und that einen tiefen Athemzug, den letzten vor der stundenlangen Gefangenenschaft. Die Schwalbe, die an dem Dachfirst nistete, schoß zirpend am Boden hin und stieg dann lustig in schlankem Fluge zur Kirchturmspitze auf.

„Gott — was für ein glückliches Geschöpf — so eine Schwalbe!“ Den Gedanken schnitt ein Ausruf von der Straße her kurz ab.

Es war eine alte gebückte Frau. „Gott zum Gruß! — sind wohl die Jungfer Braut?“ rief die Alte und hob ein paar schlaue blinzelnde Augen zu Ilse empor, „— wünsche Gotte Segen, Gottes Segen.“

Ilse war nicht in der Laune, sich mit der alten Frau einzulassen. Sie wandte nur den Kopf und wies sie durch Schweigsamkeit kurz und kühl ab.

„Das Jungferchen ist 'n Bissel sehr jung für 'n Pastorsfrau — hi, hi!“, lüchelte die Alte, indem sie mit der Hand ihre Augen beschattete und Ilse dreist musterte, „je nun — der Leib schrumpft bald zusammen und bleibt zuletzt kaum was, das für die Grube taugt — hi, hi! Ja, ja, aber's Herze bleibt länger frisch! — Schaut mich an Jungferchen! — bin alt und — jung!“ — Die Greisin schwenkte vergnügt den Stock und fügte eine trippelnde Tanzbewegung hinzu.

Ilse zog sich innerlich empört vor der Vertraulichkeit zurück, wie sie langsam die Stufen hinanschrift.

„Vergeßt die Anne-Marie beim Hochzeitskuchen nicht, Jungferchen — juchhe!“ rief die Alte Ilse mit lauter Stimme nach und schwenkte abermals den Stock.

Ilse kümmerte sich nicht mehr um sie.

„Was wollte die Anne-Marie von Dir?“ fragte Ursula neugierig, als Ilse die Handschuhe von den Händen streifte und vor den Spiegel trat.

„Weiß nicht“, versetzte sie kurz und zupfte das vom Hut gedrückte Haar zurecht.

„Du hättest ihr immerhin etwas freundlicher begegnen können, liebe Ilse“, mahnte Ursula mit nachdrücklichem Ton: „sie ist die Dorfälteste, eine seltene Person, von der die Jugend lernen kann.“

„Mein Gott — Dorfälteste hin — Dorfälteste her“, Ilse warf den Kopf zurück und lachte gezwungen. „Wenn alle alten Frauen des Orts ein Recht in Anspruch nehmen dürften, mich beliebig mit ihrem Geschwätz zu langweilen — das wäre schön!“

„Geduld ist eine schöne Tugend, Ilse“, fuhr Ursula in ihrer Ermahnung fort, „eigene sie Dir nur an; Du wirst keinen Schaden davon haben.“

Ilse antwortete nichts; sie griff nach dem Sonntagsblatt und überblickte seinen Inhalt.

„Nun?“ fragte Ursula plötzlich lakonisch und wandte den Kopf.

„Nun?“ wiederholte Ilse und sah gar nicht auf.

Sie brachte heute für das gräßliche Strickzeug keine Bereitwilligkeit mit.

(Fortsetzung folgt.)

Mechanisch hatte sie den Weg nach Sunderow gefunden. Der Vorfall mit der Alten hatte sie gereizt. Sie ließ sich nicht am Faden dirigiren; Ursulas strafende Blicke waren blindes Geschloß, prallten ab. Und die Wanduhr schnurrte dazwischen, als murrte auch sie.

Weil Werner hinab gen Messow, eine Kranke zu besuchen, gegangen war, ging Ilse ihm entgegen. Sie war dann wenigstens unter Gottes freiem Himmel, athmete reine gesunde Luft.

Für den Abend war eine sogenannte „gesellige Zusammenkunft“ im Pfarrhause angesetzt. Diese Zusammenkunft sollte eigentlich in der großen Laube aus wildem Wein geschehen. Aber mit dem Abend wälzten sich dichte Nebel über Feld und sprühten einen kalten Regen. Within ging die Gesellschaft unter des Pfarrhauses Dach ein.

Der Strandvogt ließ darum seine Pfeife nicht verlöschen, sondern dampfte kräftig dicke Wolken zwischen den blanken Zähnen hervor. Der Amtsvorsteher und zwei andere, reiche Grundbesitzer des Orts streckten die Beine behaglich lang unter des Pfarrers Tisch, hielten die Hände in den Hosentaschen und schnupften dann und wann. Der kleine Raum, den der Talar des Geistlichen um Werners Person anfänglich schuf, füllte sich sehr bald aus. Der Amtsvorsteher klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und der Strandvogt grub das Kinn tief in den Bart, legte den Finger an die Nase und bewies, daß der Pastor seiner Meinung gegenüber im Unrecht sei.

Um Ursula hatten einige Frauen einen Ring gebildet, unterhielten sich von dem Unwichtigsten in der Welt und durchschnitten dann und wann die qualmige Luft durch fröhliches, ganz unge-nirtes Gekreis. Arme Ilse!

Die ganze Art des Verkehrs stieß sie namenlos ab. Sie kämpfte mit sich: sollte sie gehen oder bleiben? Nur Ursulas tadelnde Augen bannten sie zuletzt. Es war ja wahr: sie mußte mit der Gemeinde verkehren; aber sie hatte unsäglich wenig Talent dazu. Ihre Nähe that den Leuten nicht wohl, sie fühlte es. Aber sie vermochte es darum nicht zu ändern, drückte sich verstimmt und gelangweilt am äußersten Rande der Vereinigung umher. Werner hatte sie noch nie so ausgeräumt gesehen; seine Heiterkeit, die sich bis zu Scherzen steigerte, verlegte sie eigentlich. Weshalb that er das? es war nicht nöthig. Eine Schranke zwischen ihm und diesen Leuten konnte bestehen.

Sie hatte während der ganzen Zeit das Gefühl, als drängen die Wände auf sie ein und sinke die Decke auf sie herab. Sie war in eine andere Welt versetzt, in der sie sich recht unglücklich fühlte. Mittlerweile zog sich der Besuch allmählich zurück.

Raum hatte jedoch der letzte Gast die Thür hinter sich ins Schloß gezogen, als Werner Ilse bei der Hand ergriff und sie schweigend in sein Zimmer führte. Eine grün beschirmte Lampe verbreitete einen bleichen Schein. Werner sah blaß und bewegt aus. Er nahm sogleich die Bibel zur Hand, schlug sie auf, deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle und sagte gebieterisch mit dem Blick des Richters im Auge: „Dies, was hier geschrieben steht!“

Die letzten Pinselstriche des Correggio.

Novellette nach dem Italienischen von Erwin von Waldenburg.

(Nachdruck verboten.)

Eine halbe Stunde von dem Dorfe Correggio, an der Straße, welche nach Parma führt und an derselben Stelle, wo unter dem Kaiser Trajan ein römisches Lager gewesen war, lebte gegen Ende des 16. Jahrhunderts in einer Art Einsiedelei ein Philosoph und Arzt, dem seine seltenen Charaktereigenschaften, wie seine echte Frömmigkeit die Achtung und Verehrung der ganzen Bevölkerung in der Umgegend erworben hatten.

Thaddäus von Molsalva — so hieß der Eremit — hatte lange Zeit als braver und tapferer Soldat unter den venetianischen Truppen gedient und sich dann in die Einsamkeit zurückgezogen, um das Leben in stiller Beschaulichkeit zu genießen. Dort verbrachte er seine Zeit in Gebeten, widmete sich der Wissenschaft und der Pflege eines Gärtchens und that Werke der Wohlthätigkeit. Leidende aller Art fanden bei ihm Trost und Hilfe.

Eines Abends — es war am 5. März des Jahres 1534 — drei Stunden nach dem Untergange der Sonne, hatte Thaddäus bereits sein Abendgebet verrichtet und war eben im Begriff, seine einfache Lagerstätte aufzusuchen, als er an der Thür seiner Einsiedelei klopfen hörte. „Wer ist da?“ rief er mit kräftiger Stimme, und sogleich hörte er antworten: „Ich bin es, ich bin Ludwig, der zweite Sohn von Antonio Allegri; öffnet, öffnet um des Himmels willen, ich beschwöre Euch darum!“

Raum hatte der Eremit diesen Namen gehört, so öffnete er sogleich die Thür, und ganz erschöpft vom Laufen trat der Knabe ein.

„Was ist Dir, mein Lieber?“ fragte der Einsiedler etwas erstaunt.

„Mein armer Vater ist krank, es geht ihm sehr schlecht,“ erwiderte der Knabe und brach in heiße Thränen aus; „meine Mutter läßt Euch bitten, zu ihm zu kommen.“

„Sogleich“, sagte der Einsiedler, nahm seinen Stod und machte sich auf den Weg mit Ludwig, bei welchem er sich nach allen näheren Umständen der Krankheit seines Vaters erkundigte.

„Ach, Bruder Thaddäus“, begann der Knabe, „die Krankheit meines Vaters kommt aus trauriger Quelle — aus dem Glende!“

„Was sagst Du?“ fragte Thaddäus verwundert.

„Ja,“ fuhr der Knabe fort, „nur das Glend tödtet ihn. Ihr müßt wissen, daß wir einige sehr hartherzige Gläubiger haben. Die Arbeit meines Vaters reicht nicht hin, um sie zu befriedigen. Erst vor acht Tagen hat uns einer aus Parma, dem das Häuschen gehört, wo wir wohnen, wegen nur vier Thalern rückständiger Miethe das schöne Bild „Christus am Delberge,“*) weggenommen. Ihr kennt das Bild wohl und wisset auch, daß mein armer Vater sechs Monate ununterbrochen und mit dem größten Eifer daran gearbeitet hat. An dem nämlichen Tage ließ sich der Einnahmer unseres Dorfes mit seiner Gattin malen, ohne meinem Vater einen Centesimo dafür zu bezahlen, unter dem Vorwande, daß wir ihm an Steuern noch den Betrag von zehn Thalern schuldig seien. . .“

„Aber Du sagst mir nicht, Ludwig,“ unterbrach ihn der Einsiedler ungeduldig, „Du sagst mir nicht, welchen Grund in Wirklichkeit die Krankheit Deines Vaters hat.“

„So höret denn! Vor einigen Tagen hatten wir nicht mehr ein Stückchen Brot im Hause. Der Bäcker wollte meiner Mutter nicht mehr borgen, und auch die Frau Vonoletta, welche sonst so gut ist, wollte für meine beiden Schwesterchen, Agnes und Veronika, die Milch nicht mehr bringen, weil sie seit einigen Tagen die gewöhnliche Bezahlung dafür nicht mehr erhalten konnte. Meine Mutter weinte bitterlich und meine Schwesterchen mit ihr. Da sagte der Vater: „Mit euren Thränen brecht ihr mir das Herz und zieht mich von der Arbeit ab. Ich werde morgen nach Parma gehen. Das Franziskaner-Kloster schuldet mir noch Geld; man wird es mir sicher geben und dann haben wir Ueberfluß für einige Monate. Hier sind einstweilen einige Stücke Brot, die ich für euch aufgespart habe. Theilet sie unter euch und geduldet euch bis morgen.“ Darauf nahm er draußen aus seinem Schranke noch ein großes Stück Brot, das er uns auch gab — er selbst hatte die letzten zwei Tage nichts gegessen, um uns diesen Vorrath aufzusparen.“

„Aber warum hat mich Dein Vater nicht besucht?“ sagte Thaddäus, aufs höchste gerührt. „Weiß er denn nicht, daß der Einsiedler für seine Freunde und für Bedürftige immer Hilfe hat? Weiß Dein Vater nicht, daß ich für euch alles, auch das Leben gebe, wenn es nöthig wäre, um euch zu helfen?“

„Mein Vater,“ antwortete der Knabe, „hat ein stolzes Herz, trotz seiner großen Armuth, und würde schamroth werden, wenn er auch nur ein Glas Wasser selbst von seinem besten Freunde erbitten sollte.“

„O Antonio, Antonio!“ rief der Eremit aus. „Du, der Du die Anderen mit Wohlthaten überhäufst und Dich für sie dem Hunger aussetzt, Du zauderst, die Hilfe Deines aufrichtigsten Freundes anzunehmen? — Aber fahre fort, Ludwig!“

„Wirklich ging am folgenden Morgen mein Vater nach Parma und stellte sich dem Prior des Klosters vor. Sogleich bezahlte man ihm die 200 Thaler, die er noch zu gut hatte, aber die ganze Summe wurde ihm in Kupfermünzen gegeben. Die große Last, welche mein Vater bis nach Hause schleppen mußte, hatte seine ohnehin schon schwachen Kräfte so sehr angestrengt, daß er bei seiner Rückkehr plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen wurde. Heute Abend trat eine schreckliche Krisis ein, und meine Mutter benutzte den Schlaf, in welchen er fiel, um Euch um Euren Besuch bitten zu lassen. Möglicherweise kommt Eure Hilfe zu spät, aber wenn es noch ein Mittel zu seiner Rettung giebt, wollte es die Mutter nicht unversucht lassen.“

Mittlerweile war der Einsiedler mit dem Knaben bei dem Hause des Antonio Allegri angekommen. Der berühmte Autor so vieler Meisterwerke lag auf einer elenden Matratze und war mit einem zerrissenen Stücke Wollenzeuges bedeckt. Seine trostlose Gattin und der älteste Sohn Ottavio standen am Bette,

Giulietta, die älteste Tochter, die wegen ihrer hervorragenden Schönheit in ganz Parma bekannt war, lehnte an der Wand und schien inbrünstig zu beten. Zwei andere Töchterchen, die sich umschlungen hielten, schliefen auf Stroh in einer Ecke des Zimmers. Die Heftigkeit der Krankheit hatte schon die interessanten Gesichtszüge des Künstlers entstellt. Sein schönes Gesicht zeigte die doppelten Spuren der körperlichen und seelischen Leiden, die den höchsten Grad erreicht hatten. Er war schrecklich abgemagert, seine Stimme war matt, die Lippen bleich, und aus seinen eingefallenen Augen glänzte ein solches Feuer, daß es auch dem kaltblütigsten Zuschauer Schauer eingeflößt hätte.

Diese Anzeigen eines nahen Endes entgingen dem erfahrenen Auge des Einsiedlers nicht; aber Herr über sich selbst, ließ er nichts davon merken und näherte sich langsam dem Bette des Kranken.

Antonio erkannte ihn. „Ach, Bruder Thaddäus“, sagte er mit fast erloschener Stimme und reichte ihm die abgemagerte Hand, welche er mit großer Mühe unter der Decke hervorzog.

„Ja, ich bin es, mein lieber Allegri, und komme, um Euch meine Meinung zu sagen oder vielmehr meinen Unwillen. Was, Ihr seid krank und laßt mich nicht rufen? Ihr habt Sorgen und kommt nicht, sie mit mir zu theilen?“

„Ach, Thaddäus“, antwortete Antonio, „ich theile gern ein Stückchen Kuchen mit meinen Freunden, aber die Sorgen, die behalte ich für mich allein. Doch es freut mich sehr, Euch zu sehen, und ich möchte gern einige Augenblicke unter vier Augen mit Euch reden.“

Diesem Wunsche folgend entfernten sich die Gattin und die Söhne, und als der Patient mit dem gelehrten Arzte allein war, nahm er das Wort und sprach: „Sagt mir aufrichtig, mein Freund, bin ich in Lebensgefahr?“

„Gott thut vielleicht ein Wunder zu Eurer Heilung,“ antwortete sanft der Eremit, „aber die Wissenschaft hat keine Hilfe.“

„Gott wird kein Wunder für mich thun,“ sagte seufzend Antonio.

„So rathe ich Euch denn, ganz an Euer Abscheiden von dieser Welt oder vielmehr an Euer Gewissen zu denken,“ sagte der Einsiedler.

„O, mein Gewissen ist ruhig, ehrwürdiger Bruder, ich habe das Gericht Gottes nicht zu fürchten; ich bin immer bereit für das ewige Leben und brauche nur seinen Ruf zu erwarten.“

„O, du schlichter Mann, du erhabenes Genie,“ rief Thaddäus aus, „du hast Recht! Die Schlichtheit deines Lebens, die Reinheit deiner Sitten, dein Wohlthätigkeitsinn, welcher trotz deiner Armuth immer werththätig war, werden deine besten Fürsprecher am Throne des Höchsten sein.“

„Rufet meine Gattin und meine Kinder zurück,“ bat Antonio, „ich fühle den letzten Augenblick herannahen.“

Die Mutter und die drei Söhne traten wieder in das Zimmer und fielen an dem Sterbebette des treuen Vaters und liebevollen Vaters auf die Kniee nieder.

In diesem traurigen Augenblicke fuhr die kleine Agnes aus dem Schläfe empor und, dem Beispiele der Mutter und der Brüder folgend, kniete auch sie nieder und erhob die Hände gen Himmel. Die anmuthige Stellung die Kindes, sein schönes, volles Gesicht, umgeben von der reichen Lockenfülle seines braunen Haares, der milde Ausdruck seines Blickes, welcher am Himmel einen unbekannten Stern zu sehen schien, erweckten noch einmal den Genius des großen Künstlers.

„Gebt mir meinen Pinsel, schnell, schnell meine Palette!“ stieß er hastig hervor.

Man richtete den Kranken empor, führte auf dem Bette eine Art Staffelei auf, und der Meister ergriff den Pinsel, mischte die Farben und malte auf die Leinwand mit der fast schon vom Tode erstarrten Hand das Bild des Engleins, welches vor ihm kniete.

Als das Bild mit vollendeter Meisterschaft fertig war, sagte der Maler zum Einsiedler: „Ich unterzeichnete meine ersten Bilder mit meinem wirklichen Namen Antonio Allegri; die Bilder der zweiten Epoche unterzeichnete ich mit dem Namen Liöti, dem Namen meiner Mutter, und mit welchem Namen soll ich dieses bezeichnen, mein guter Thaddäus?“

„Mit dem Namen, der dich unsterblich macht,“ antwortete der Einsiedler, „mit dem Namen Correggio!“

*) Dieses Bild hat einen Werth von mehr als 300 000 Mark.

Darauf schrieb Antonio langsam unter das Bildchen: „Correggio malte es in seiner Todesstunde, am 5. März 1534.“

Ganz erschöpft fiel er dann auf sein Bett zurück, wandte den Kopf nach einem Christusbilde, streckte die Arme nach seiner Gattin und den Kindern aus, als ob er sie mit sich nehmen wollte, schloß die Augen und hauchte sanft den letzten Seufzer aus.

Am folgenden Tage strömten die Einwohner des kleinen Dorfes und sogar von Parma, mit ihren Behörden und den angesehensten Personen an der Spitze, herbei zu dem Begräbnisse des großen Künstlers, den Italienern verloren hatte. Und der Mann, dessen Leben arm und unbeachtet dahingeflossen war, wurde mit dem Namen des Großen, Unsterblichen, Göttlichen geehrt, sobald der Sargdeckel sich über seinem Leichnam geschlossen hatte.

Zum allgemeinen Erstaunen bemerkte man, daß der Eremit des Trajanfeldes, welcher immer ein treuer Freund des Künstlers gewesen war, bei der letzten Ehre fehlte, und niemand wußte diese schwebende Lieblosigkeit zu erklären.

Sehr bald schickten die Mächtigen aus allen Theilen Italiens ihre Unterhändler nach Correggio, um die Skizzen und Bilder, welche der berühmte Maler hinterlassen hatte, zu kaufen; und die Wittwe, gedrängt durch die Noth und von den Gläubigern gequält, beschloß, aller dieser werthvollen Andenken sich zu entäußern und sie öffentlich zu versteigern.

Der festgesetzte Tag kam, und nachdem alle Gemälde und Entwürfe verkauft waren, kam auch das letzte Meisterwerk des Künstlers, „Der letzte Engel“ unter den Hammer.

Das erste Angebot für diese merkwürdige Schöpfung war zehn Dukaten; der Agent des Marquis von Monferato bot drei mehr dafür, der des Herzogs von Mantua überbot den Preis um andere fünf und der des Herzogs Ferdinand von Este um fünfzehn.

So war das Meisterwerk aller Meisterwerke des Correggio nahe daran, für 33 Dukaten verkauft zu werden, als ein Mann von hohem Wuchse und in kriegerischer Kleidung sich festen Schrittes dem Tische näherte. Er legte seine mit einem lederen Handschuh bedeckte Hand auf das Bild und sprach mit laut

tönender Stimme: „Im Namen des Königs von Frankreich, im Namen Franz I., biete ich für dieses Gemälde zwanzigtausend Thaler!“

Alle sahen bei diesem großartigen Gebote einander erstaunt an, aber keiner wagte es, den König von Frankreich zu überbieten, und so wurde diesem das Bild zugeschlagen.*)

In dem Augenblicke wo der Kriegsmann das Bild in Empfang nahm, küßte er wie von Ehrfurcht getrieben, seinen breitkrämpigen Hut, und erst jetzt erkannte die Wittwe und einige der Umstehenden in ihm den Einsiedler des Trajanfeldes, dessen Abwesenheit bei dem Begräbnisse seines Freundes sich auf diese Weise erklärte. Voll Dankbarkeit sagte Monifa, so hieß die Wittwe, weinend und seine Hand ergreifend: „Ihr habt uns gerettet, Kapitän!“

„Nicht ich,“ erwiderte er, „sondern der König von Frankreich, dieser hochherzige Beschützer der Künste und Rechtschaffenheit. Mein Verdienst besteht allein darin, den König auf dieses große Meisterwerk und die bebrängte Lage seiner Erben aufmerksam gemacht zu haben.“ Und indem er sich den heißen Dankesbezeugungen der beglückten Familie entzog, kehrte er zufrieden in seine Einsiedelei zurück und vertauschte für immer die Tracht des stolzen Kriegers mit der Kutte des demüthigen Klausners.

So schuf Correggio, der im Leben, arm und verlassen von der Welt, den bittersten Kampf ums Dasein zu führen hatte, dem die drückendsten Sorgen nicht erspart geblieben waren, noch in seinen letzten Augenblicken ein Werk, durch welches er, ohne zu ahnen, seine zahlreiche Familie mit einem Male von allen Sorgen befreite. Fürwahr, ein schöner Abschluß seiner dornenvollen Künstlerlaufbahn!

*) Franz I. kaufte den „letzten Engel“ von Correggio (diesen Namen erhielt das Bild) und setzte der Familie des Künstlers eine jährliche Pension aus. Er machte dieses seltene Gemälde seiner Schwester Margaretha, Königin von Navarra, zum Geschenke. Später kam dieses werthvolle Kunstwerk an das Haus Orleans und gehörte zur Galerie des Monarchen im königlichen Palaste. Dann wurde das Bild sammt vielen anderen Gemälden von Ludwig XV. gekauft, und während der französischen Revolution des Jahres 1789 sind die letzten Spuren dieses Meisterwerkes verloren gegangen.

Das Spiritistengigerl.

Skizze von Hugo Gerlach (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Eines Abends, als ich mit dem kleinen Doktor Busch im Garten eines bekannten Vergnügungs-Etablissements saß, lernte ich ihn kennen.

Tyro hieß er.

Obgleich ich ihm bis daher ganz fremd gewesen — Busch hatte uns gerade einander vorgestellt — begann er sofort ein Gespräch über Spiritismus vom Zaun zu brechen, bei dem er ununterbrochen den Redner machte und es als selbstverständlich zu betrachten schien, daß ich mich mit der Rolle des stummen oder höchstens stets beistimmenden Zuhörers begnüge.

Und der junge Mann — das ganze Kerlchen mochte zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt sein — benahm sich dabei mit einer Sicherheit, die in drolliger Harmonie mit seinen Aeußerungen stand.

„Ein Theosoph!“ rief er mit Heftigkeit, den Blick seiner schwarzen Augen fest in die meinen bohrend. „Sie kennen einen Theosophen?! O, reden Sie mir nichts von Theosophen! Ein Theosoph ist ein Zweifler, ein Dummkopf, ein Esel ein Wissen Sie, was der Unterschied ist, zwischen einem Theosophen und mir? Ich will's Ihnen sagen. Sehen Sie den Korb . . .“

Doktor Busch, der wenig Interesse an dem Gespräche zu haben schien, hatte inzwischen sein Schnitzel, das er sich bestellt, bekommen, begann zu essen und wollte sich gerade ein Bröckchen aus dem vor ihm stehenden Korbe nehmen, als Tyro den Korb ihm vor der Hand wegriß.

„Sehen Sie den Korb?“ fuhr er fort, ohne auf Buschs lebhaft protestirende Bewegung zu achten.

„Ja, mein Herr, ich sehe ihn“, stimmte ich mit deutlichem Kopfnicken bei.

„So“, sagte er befriedigt. „Nun denken Sie mal, der Korb würde plötzlich, ohne daß eine sinnlich wahrnehmbare Ursache zu bemerken wäre, dort über den Baum hinweg und

dann auf den Tisch wieder zurückfliegen. Wäre das nicht wunderbar?“

„Allerdings wäre das sehr wunderbar“, gestand ich aufrichtig.

„Nicht? das wäre wunderbar“, rief er triumphirend, „das wäre wirklich wunderbar! Aber es ist möglich. Und wissen Sie, was ein Theosoph in solchem Falle thun würde? Wissen Sie das? Untersuchen würde er, warum der Korb fliegt! Nachdenken würde er darüber! Ist das nicht blödsinnig? Verrückt?! Ich dagegen würde ganz einfach sagen: das hat ein Schwarzer gethan . . .“

„Ein Schwarzer?“ warf ich ein, dem mißmuthig dreinschauenden Busch den Brotkorb wieder hinreichend.

„Ja“, dozirte Tyro indessen, „man unterscheidet nämlich helle und schwarze Geister; außerdem giebt's noch hellstrahlende und graue. Die weißen sind die guten Geister, die schwarzen die bösen, die hellstrahlenden die ganz guten, die grauen halb gut, halb böse . . .“

„Aber woher weiß man das alles?“

„O“, meinte er mit Ueberlegenheit, „das lernt man so; dahinter kommt man bald. Und nur ein schwarzer Geist macht solche Späße, läßt Brodkörbe über die Bäume fliegen und dergleichen. Ein weißer thut das nicht. O, es giebt wunderbare Dinge. Wissen Sie denn, was mir neulich passiert ist? Wissen Sie's?“

„Nein“, versicherte ich kopfschüttelnd, „ich weiß es wirklich nicht.“

„Also, etwas ganz Eigenartiges“, erklärte er. „Ich ging Unter den Linden spazieren, es war ein großes Gedränge und mitten unter der Menschenmenge werde ich plötzlich hochgehoben, beinahe einen Fuß hoch und werde ein ganzes Stück weit fortgetragen! — Ist das nicht sensationell?“

„Nein“, sagte Busch, der eben mit dem Essen fertig geworden war und mit der Serviette sich den Mund abwischte, „das ist garnicht sensationell; das ist furchtbar alltäglich. Wenn ich mich in ein Gedränge begeben habe, so ist es mir schon öfter passiert, daß ich in die Höhe gehoben und ein Stückchen vorwärts geschoben worden bin; dazu sind keine Geister nöthig.“

Ich warf ihm einen sanft verweisenden Blick zu, denn wenn er Herrn Tyro auch länger kannte als ich, so konnte man doch immerhin über den Gesundheitszustand des eigenthümlichen Spiritistenjüngers ungenügend orientirt sein. Mir schien es jedenfalls vorthellhaft, ihm in allem zuzustimmen, denn wie leicht konnte ein Widerspruch eine Katastrophe herbeiführen.

Tyro jedoch nahm's diesmal mit kalter Verachtung auf.

„Sie sind ein Theosoph“, sagte er mit lässigem Achselzucken und wandte sich nach diesem Vernichtungsurtheil ganz wieder mir zu.

„Sie müßten einmal einer Spiritisten-Sitzung bewohnen, mein Herr“, fuhr er fort, „da würden Sie Wunderdinge erleben. Ihr Horizont würde unendlich erweitert werden, ja, Sie würden ganz neue Anschauungen gewinnen.“

Es gelang mir, ernst zu bleiben.

„Ich glaube auch, das würde für mich sehr werthvoll sein“, stimmte ich ihm mit höflichem Lächeln bei. „Aber sagen Sie: sieht man denn die Geister in Ihren spiritistischen Sitzungen?“

„Das Medium, wenn es ein Seh-Medium ist, sieht sie. Der Geist spricht dann durch das Medium. Neulich kam der Geist eines Türken in unsere Sitzung.“

„Ah, der Geist eines Türken“, unterbrach ich ihn mit gläubiger Bewunderung, „sprach er türkisch?“

„Die Geister“, belehrte Tyro mit wichtiger Miene „sprechen alle Sprachen. Sie sind aber furchtbar bequem, faul! Und aus reiner Bequemlichkeit sprechen sie immer am liebsten ihre Muttersprache. Der Türke sagte auch auf türkisch Guten Tag, aber da schnauzten wir ihn gehörig an, er solle deutsch sprechen. Das that er denn auch. Man muß die Geister nur tüchtig anschnauzen, dann kriegen sie Furcht und sprechen deutsch.“

„Wertwüdig“, sagte ich.

„O, es giebt noch viel merkwürdigere Dinge“, antwortete er mit dem geheimnißvollen Lächeln eines Vielwissenden. „Ich selbst bin Schreibmedium. Soll ich Ihnen mal eine Probe meines Könnens geben? Soll ich die letzten Zweifel, die Sie noch wider den Spiritismus haben können, mit einem Schlage vernichten?“

Er sah mich an mit der Miene eines Propheten und kam mir dadurch recht komisch vor. Ich muß hierbei gestehen, daß ich noch nicht Gelegenheit gefunden habe, zum Spiritismus überhaupt Stellung zu nehmen, und über ihn kurzer Hand mich lustig zu machen, würde ich wohl unterlassen. Aber dieser faselnde Herr mit den Messiasallüren erschien mir dagegen als ein würdiges Objekt, um einen Spaß mit ihm zu treiben. Ich wollte seine Frage bejahen, aber Busch, der inzwischen mit großer Andacht einen Gorgonzola-Käse gegessen hatte, kam mir zuvor.

„Ich möchte von einem verstorbenen Freunde wissen, wie es ihm im Jenseits ergeht“, sagte er, „können Sie als Schreibmedium mir seine Antwort niederschreiben?“

„Ich schreibe nicht selbst“, erklärte Tyro, „es schreibt der Geist durch meine Hand. Er führt mir die Hand. Ich selbst weiß garnicht, was meine Hand schreibt. Aber es gelingt nicht immer.“

„Natürlich“, warf ich ein, „ich könnte es den Geistern auch nicht übel nehmen, wenn sie es unterließen, in einem öffentlichen Biergarten Sie zu inspiriren.“

„O nein, nein, nein“, rief Tyro lebhaft. „Daran stoßen sich die Geister nicht. Das ist ihnen ganz egal; sie kommen überall hin. Aber sie wollen nicht immer schreiben, sie sind eigensinnig. Also — wollen sehen, ob es geht.“

Er zog ein großes Blatt Papier hervor und einen langen Bleistift, dann setzte er die Hand zum Schreiben an und hielt sie ganz still, als wenn er warte, bis der Geist sie ihm führen würde.

„Bitte, Doktor“, sagte er dabei, „denken Sie recht lebhaft an den Verstorbenen.“

Busch nickte.

„Wer ist es denn?“ fragte ich.

„Ein gewisser Bergmann“, antwortete Busch mit einem vielsagenden Blick.

Ich verstand. Bergmann war ein gemeinsamer Freund, der noch unter den Lebenden weilte, sich sogar in Sehweite befand, denn er war vorhin — ohne uns zu bemerken — nahe an uns vorbeigegangen und saß jetzt im hinteren Theile des Gartens in lebhaftem Geplauder mit einer Dame.

Er also sollte uns aus dem Jenseits berichten.

„Der Geist! . . . Er will schreiben! . . . Ich spüre ihn am Arm!“ rief das Medium in diesem Augenblicke aufgeregter. Damit begann es denn auch. Tyro machte erst — die Hand dabei in der gewissen Befangenheit, die sie erhält, wenn sie beim Schreiben geführt wird — ein paar Reihen wackeliger Striche und schrieb dann rasch einige Minuten lang.

„Nun?“ fragten wir Beide, als er fertig war.

„Ich werde vorlesen“, antwortete das Medium und begann:

„Gott zum Gruß. O Freund, Du kannst Dir keine Vorstellung machen vom Jenseits und es läßt sich auch nicht schildern. Auf Erden habe ich in Sünden gelebt, aber hier bin ich glücklich. Ach, wenn ich Dir doch alles schildern könnte, aber Du begreifst es nicht. Vielleicht, wenn Du Spiritist wüdest, könnte ich Dir mehr offenbaren. Folge dem Medium, durch das ich geschrieben habe, dem ich für diesen Dienst auch vielen Dank sage; das Medium wird Dich einführen in die Geheimnisse der Gei . . .“

„Hier brichts ab“, rief Tyro, „seh'n Sie, mitten im Wort brichts ab! Der Geist ist wahrscheinlich gerade abgerufen worden. Ist das nicht wunderbar!“

„Wirklich wunderbar“, sagte ich, ihm die Hand reichend, „Herr Tyro, Sie haben mich belehrt und ich danke Ihnen dafür.“

„Aber bitte, das ist ja nur meine Pflicht und ich thu's gerne. Aber sehen Sie den Doktor? Der ist noch nicht belehrt, der ist nicht zur Vernunft zu bringen. Doch das macht nichts. Ich halte mich jetzt nur an Sie. Sie sollen noch mehr erleben. Ich besitze auch magnetische Kraft.“

„Oh?“ —

Busch blickte inzwischen stumpfsinnig in sein Bierglas.

„Ja“, fuhr Tyro fort, „wen ich so anschau“ — er sah mich wieder durchdringend an — „den versenke ich mit einem Blick in den magnetischen Schlaf, — wenn er nicht gerade so widerstandsfähig ist, wie Sie. Ach, da habe ich heute eine drollige Geschichte erlebt. Ich saß in der Stadtbahn und mir gegenüber saß im Koupee eine Frau mit einem kleinen Kinde. Und dieser Fratz schrie in einem fort, die Mutter schaukelte ihn fortwährend in den Armen, aber es half nichts, das Kind schrie ununterbrochen. Das wurde mir lästig, ich sah's deshalb fest an, um es zu magnetisiren und gleich wurde das Schreien schwächer und immer schwächer, dann schwieg — das Kind war eingeschlafen — Hypnose! Was sagen Sie dazu?“

„Wunderbar“, erklärte ich.

Busch brumnte leise und richtete sich dann plötzlich auf.

„Herr Tyro“, sagte er düster, „wissen Sie auch, daß Sie damit ein gräßliches Unglück angerichtet haben?“

„Ich? . . . Wieso —?“ Er erbleichte.

„Wissen Sie nicht“, fuhr Busch mit gerunzelten Brauen fort, „daß das Kind nur von dem, der es in den magnetischen Schlaf versenkt hat, auch wieder daraus erweckt werden kann?“

Tyro starrte ihn einen Moment entsetzt an.

„Herrgott im Himmel!“ schrie er dann verzweifelt und schlug beide Hände vors Gesicht, „das hatte ich ja ganz vergessen.“

„So, dann bleibt das Kind ganz einfach in der Hypnose bis zum jüngsten Tag, wenn Sie's nicht aufwecken“, fuhr Busch fort, „es kann nicht leben und nicht sterben. Sie werden ja Mesmer kennen . . .“ Tyro stöhnte. „Kennen Sie wenigstens die Eltern, können Sie's wiederfinden?“

Tyro stand auf. Er war bleich, aber gefaßt.

„Das will ich unter allen Umständen. Ich gehe jetzt gleich das Kind zu suchen, um es aufzuwecken“, sagte er fest. „Und ich werde nicht eher ruhen, bis es gelungen ist; verlassen Sie sich darauf!“

Damit eilte er spornstreichs davon und überließ uns unserer Heiterkeit.